Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 8 — August — 1938

Wohnplätze	Nähere Bezeichnung	Gebäude: Wohnhäuser	Gebäude: landwirtschaftliche Gebäude	Einwohner 1818	Einwohner 1839
Zur Straße	Kirchdorf, Schule	9	4	39	83
Making	Hof	3	2	19	26
Baumscheid	Hof	4	1	14	29
Kuhfeld	Kotten	1	1	8	9
Hamperfeld	Kotten	1	1	7	7
Wirminghausen	Hof	4	3	18	34
Lofert	Hof	3	1	7	18
Wildspringe	Kotten	3	1	20	20
Oberfeldhausen	Hof	3	2	19	27
Stänking	Hof	4	2	16	24
Niederfeldhausen	Hof	5	3	31	37
Hagebäuke	Kotten	3	0	11	18
Homborn	Kotten	1	1	13	8
Beenscheid	Hof	3	2	8	27
Heide	Hof	3	2	21	29
Eiken	Kotten	3	1	9	21
Damm	Kotten	3	1	8	25
Rafflenbeul	Hof	5	2	38	38
Dicken	Kotten	1	1	11	15
Altena	Hof	3	2	12	17
Siepen	Kotten	1	0	14	9
Schöpplenberg	Schulzenhof	2	2	16	27
Sürke	Kotten	1	0	13	9
Stutenhagen	Kotten	1	0	0	8
Vorwerk	Hof	3	1	12	20
Mäcking	Hof	5	2	26	57
Kötting	Hof	3	1	18	24
Neuenhause	Kotten	2	1	11	18
Pebdinghausen	Hof	5	2	38	45
Klippe	Kotten	1	0	7	13
Rohland	Kotten	2	0	0	16
Egge	Kotten	4	1	7	29
Kreuzwege	Kotten	1	0	6	7
Tempel	Hof	2	1	16	27
Wahle	Hof	4	1	14	37
Hütte	Kotten	1	0	8	7
Hahnengericht	Kotten	1	0	8	16
Grüne	Kotten	1	1	0	11
Lukersiepen	Kotten	2	0	0	13
Brachel	Kotten	1	1	0	15
Stall	Kotten	1	0	0	8
Boßloch	Kotten	1	0	0	14
		110	51	612	1033

Wer diese Aufstellung genau durchliest, der kann aus diesen trockenen Zahlen viel Interessantes herauslesen. Wir sehen hier, wie die einzelnen Kotten und Höfe in den Jahren von 1818—1839 gewachsen sind. Wir können aber auch feststellen, wo in diesen Jahren Neusiblungen entstanden sind. Nämlich in Stutenhagen, Rohland, Grüne, Lukersiepen, Brachel, Stall und Boßloch. Industrielle Betriebe waren in Zurstraße, Making, Hamperfeld, Wildspringe, Stenking, Niederfeldhausen, Beenscheid, Heide, Schöpplenberg, Sürke, Stutenhagen, Wahle und Lukersiepen.

Von der Waldbauerschaft blieben beim Kirchspiel Hagen der Weiler Selbecke und der Hof Killing, die im Jahre 1839 75 bzw. 18 Einwohner hatten.

Dr. Adolf Sellmann.

Von unseren alten Bauernhochzeiten.

Mitgeteilt von Dr. phil. Franz Mennemeyer.

Annette von Droste glaubt für die Auffassung und Wertung der Ehe bei den „Drei Hauptfarben Westfalens" folgende Unterscheidung aufstellen zu dürfen:

Der Sauerländer freit wie ein Kaufmann nach Geld und Geschicklichkeit und führt auch seine Ehe so kühl und auf gemeinschaftlichen Erwerb gerichtet.

Der Münsterländer freit wie ein Herrenhuter, gutem Rufe und dem Willen seiner Eltern gemäß, und liebt und trägt seine Ehe wie ein aus Gottes Hand gefallenes Los, in treuer Pflichterfüllung.

Der Paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm getan, wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungestüm seines heftigen Blutes. „Mit seinen und den Eltern seiner Frau muß es daher auch oft zu heftigen Auftritten kommen ... Die Ehe wird in diesen dürftigen Hütten den Frauen zum wahren Fegefeuer, bis sie sich zurecht gefunden." Diese Kennzeichnung ist heute gewiß nicht mehr zutreffend, sie sei lediglich als Kuriosum erwähnt, und dürfte auch schon vor 100 Jahren als unberechtigte Verallgemeinerung gegolten haben.

Am liebsten wird zwischen Säen und Mähen oder wenn die Ernte herein ist, Hochzeit gemacht. Die geeigneten Tage waren früher im Sauerlande der Dienstag und der Freitag, auf dem Hellwege der Donnerstag; an den anderen Tagen ließ sich kaum jemand trauen, am wenigsten am Sonnabend. Neuerdings ist aber gerade dieser beliebt geworden. Im Lande Delbrück wird nur am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend geheiratet. In Büren und anderswo gelten außer Montag auch Mittwoch und Freitag als Unglückstage.

Der Tag des ersten Aufgebots gilt als eine Art Erneuerung und Besiegelung der Verlobung und wird dementsprechend gefeiert. In den Dörfern bei Dorimund (Löttringhausen, Wambel, Schüren, Aplerbeck) findet „Friggerfangen" statt, während in Berghofen (Kr. Hörde) die Braut gefangen und an den Bräutigam versteigert wurde.

In Brecherfeld wird „Hilirg" gefeiert, und in Billerbeck „Bürzenstiälen", d. h. man stiehlt dem Bräutigam die Hose, versteigert sie und vertrinkt den Erlös. Nach dem gleichen Sinnbild heißt im Kreise Hamm die Festlichkeit „Bützenzech". Uebel erging es dem Bräutigam an manchen Orten der unteren Bolme und Lenne. Wenn am ersten Verkündigungstage das „Bräutigamgreifen" (Brümerkriegen) oder „Leiterbinden" (Leddebinnen) im Hause der Braut stattfand, wo sich Verwandte und Freunde zum „Glückwünschen" eingefunden hatten, band man ihn an eine Leiter, setzte diese an den Herd und zündete darunter Pferdedünger an. Das hieß „den Bräutigam räuchern" (den Brümer rökern). Er blieb in dieser unbequemen Haltung, bis er alle Forderungen an Essen und Trinken bewilligt hatte.

Die Einladungen zur Hochzeit ergingen früher acht oder vierzehn Tage vorher durch einen besonderen Hochzeitsbitter. Oft übernahm dieses Amt der Nachbar, oder auch ein Heuerling oder kleiner Kötter, oft auch der Schneider oder, wie im Ravensbergischen, der Dorfschlächter. Das besondere Kennzeichen der Hochzeitsbitter ist ein großer Stab (Staff, Peck), der wie sein Hut mit Blumen und bunten Schleifen geschmückt ist und in jedem Hause neuen Zuwachs an Bändern und Tüchern empfängt. Und dann redet er seinen oft sehr langen Spruch herunter, der sich in herkömmlichen Formeln und Versen bewegt. Die zu erwartenden Genüsse werden lebhaft ausgemalt und niemals die Aufforderung vergessen, Messer und Gabel oder Löffel mitzubringen. Eine Ablehnung der Einladung wird wie ein Schlag ins Gesicht empfunden. Immermanns Hofschulze „hält sein ganzes Hochzeitsfest für schimpflich, als Nachbar Hölscher nicht kommen will, weil er zu spät geladen ist".

Vielfach wurde die Aussteuer der Braut am Tage vor der Hochzeit auf einem Leiterwagen, dem sogen. Brautwagen, zum Hofe des Bräutigams gefahren. In Germete (Kr. Warburg) geschah das unter Begleitung zweier Burschen, die als Brautburschen bei der Hochzeit fungierten. Sie überwachten den Aufbau der Aussteuer auf dem Brautwagen und achteten darauf, daß nichts fehlen durfte. In der Aussteuer auf dem Brautwagen durfte nicht fehlen:

1. das Spinnrad mit Flachskocken und Haspel, „als Symbol der Häuslichkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit";
2. Ein Besen „als Sinnbild der Ordnung und der Reinlichkeit";
3. das vollständige Brautbett;
4. ein kupferner Wasserkessel, ein kupferner Kaffeekessel und ein eiserner Kochtopf für die Küche der jungen Frau.

Nun ist der Hochzeitsmorgen da. In aller Frühe kündigen ihn Böllerschüsse an, wie denn das Schießen den ganzen Tag über währt. Nur in Alfinghausen lobt man es nicht, wenn die Brautleute es veranlassen, denn: „Sau vill Knialle, sau vill Dunnerkegle", d. h. heftige Auftritte in der Ehe. Auf dem Rückwege von der Kirche wird überall durch Seilspannen über die Straße „das Schatten" geübt, wobei sich der Bräutigam durch Auswerfen von Geldstücken den Weg bahnen muß. Das Brautpaar findet die Tür des Hauses verschlossen, erst nach dreimaligem Klopfen wird geöffnet und alsdann dem Bräutigam ein Glas Wein gereicht. Er trinkt und gibt das leere Glas der Braut, diese wirft es über den Kopf hinter sich, so daß es zerbricht. Im Münster- und Sauerlande wird die junge Frau an der Schwelle der neuen Wohnung von der Schwiegermutter mit Brot und Wein begrüßt.

Es folgt das festliche Mahl. Die Vorbereitungen dazu und [illegible]wartungen sind groß. Manche begnügen sich a[illegible]mit bescheidenen Käse- und Bierhochzeiten, und in den Dörfern bei Dortmund gab es früher „Reishochzeiten", wo um fünf oder sechs Uhr Reis und dazu Brot oder Butter verabreicht wurde. Aber zu einer ordentlichen Fleischhochzeit gehörten: Hühnersuppe, Rindfleisch oder Hühner, Schinken und Sauerkraut mit weißen Bohnen, geschmortes Fleisch mit Pflaumen und Reisbrei. Die Krone des Schmauses aber ist der dicke Reis, mit Zucker und Zimt dicht bestreut, der den Abschluß bildet und zu dem die Milch im Amte Brecherfeld früher von geringen Leuten durch zwei von Haus zu Haus wandernde Freunde des Brautpaares von den Bauern erbeten worden war. Gegen Ende der Mahlzeit erscheint die Köchin mit ihrem Schaumlöffel und sammelt in den Löffel oder auf einen Teller ein Trinkgeld. Aehnlich verfahren die Musikanten bei der Sammlung des „Bratengroschens".

Der nach dem Mahle beginnende Tanz wird durch die feierlichen Ehrentänze eingeleitet. Der erste gehört gewöhnlich der jungen Frau und dem Brautführer. In Drensteinfurt tanzten ihn das Brautpaar, die Brautführer und zwei Nachbarsfrauen. Der allgemeine Tanz findet auf der großen Dehle statt. Abends wird der Kranz abgetanzt, d. h. es wird der jungen Frau der Kranz abgenommen und stattdessen eine Nachtmütze aufgesetzt. In den Kreisen Lippstadt und Soest wird der jungen Frau eine Haube aufgesetzt, wie sie von älteren Frauen getragen wird, dem jungen Ehemann aber ein Pantoffel auf den Kopf gelegt. Jene suchen das eifrig zu verhindern. Die beiden Eheleute müssen miteinander tanzen. In Deilinghofen nannte man das der Braut von den Weibern aufgesetzte Käppchen „Tänerkäppchen", und während die Handlung vor sich ging, steckte die Brautmutter jedem der Anwesenden einen Löffel voll Kalteschale in den Mund.

In Wambel (Dortmund) wurde die Braut, falls sie aus einem anderen Dorfe stammte, mit der Peitsche durch den Hof, falls sie aus Wambel selbst war, durch den Ort getrieben; man sagte: „Die Brut weit de Wege noch nit, wie weit' de Wege wiesen".

In der Iserlohner Landgemeinde führten am Abend des Hochzeitstages ein Nothnachbar und eine Nothnachbarin die Brautleute in ihre Kammer und entkleideten sie dort unter feierlicher Ansprache. Im Lippischen besorgen diesen Unglimpf, „das auch ältere Männer. Besonders gern wurde im Kreise Herford ein Korb mit einem Hahn unter das Bett oder in die Kammer gestellt. Der Hahn soll auf den künftigen Kindersegen einwirken. Es war alte Sitte, die auch in der Gegend von Soest vorkommt, daß die Gäste dem im Bette liegenden Ehepaare den Brautwein und Brauthahn brachten. An manchen Orten der Mark, auch in den Dörfern bei Dortmund, zogen die jungen Gäste mit einem lebenden Hahne vor das Bett des jungen Paares, das ihn mit einer Bewirtung auslösen mußte, und in Wambel wurde bereits nach der Haubung ein Hahn herbeigeschafft, der der Braut über den Kopf flattern mußte. Den Trägern kam ein Schinken zu.

Eine westfälische Hochzeit dehnte sich bei begüterten Bauern oft bis auf acht Tage aus. Doch war die gegebene Zeit eigentlich drei Tage (Kissenfüllung, Hochzeitstag und Nachfeier), und diese gibt auch die Soester Schrae für eine „Brutlacht" an.

Verantwortlich: Walter Peddinghaus, Hagen. Druck und Verlag: Gustav Butz in Hagen.

Gast- und Wirtshauswesen

in früheren Jahrhunderten und die Verhältnisse in Westfalen.

Von Dr. L. Siebert, Herne.

Bei dem durch den Mangel an Straßen und durch die allgemeine Unsicherheit bedingten äußerst geringen Verkehr des Mittelalters spielte das Gastwesen keine allzu große Rolle. Größere Bedeutung hatten dagegen die Wirtshäuser, denn die heute noch überall übliche Einteilung der Wirtschaftsbetriebe in Gast- und Wirtshäuser ist seit dem Mittelalter ziemlich unverändert geblieben. In früheren Jahrhunderten nannte man die Inhaber von Gasthäusern (Gasthöfen) vielfach Tavernenwirte, besonders in Süddeutschland, nach dem lateinischen Wort ‚taberna' gleich Schenke, die Schankwirte dagegen oft Zapfenwirte.

Die Gastwirte (Tavernenwirte) allein hatten das Recht, Fremde zu beherbergen. Diese Gerechtsame wurde verliehen, war ursprünglich ein Regal, d. h. ein Vorrecht des Königs oder Landesherrn, und ruhte deshalb gewöhnlich auf dem Haus, nicht der Person, mit dessen Veräußerung sie mit verkauft werden konnte. Für die Ausübung des Rechtes mußte eine Abgabe, also eine Art Gewerbesteuer, an den Landesherrn bezahlt werden. Oft waren auch Stadtverwaltungen Besitzer von Gasthäusern. Wer ein Tavernenrecht besaß, sollte auch Gebrauch davon machen, sonst konnte es „auf ewige Zeiten" verloren gehen. Auch mußte ein Wirtshausschild ausgesteckt werden, wozu in Süddeutschland meist noch eine Tanne an oder vor dem Haus kam. Im alten Westfalen gab es Wirts- und Gasthäuser unter dem Namen: Im Hirschen, in der Gans, im roten Schild, im weißen Aar, zum Lamm, zum roten Löwen, zum Eisenhut, zum heiligen Geist, im roten Hahn, im Bären, auf dem Kolke, im Spiegel, zur Krone, zum krummen Ellenbogen, zum Schwan. Heute sind leider in Westfalen die oft so anheimelnd klingenden Gast- und Wirtshausbezeichnungen fast völlig verschwunden und haben meist sehr nüchternen Benennungen Platz gemacht.

Einfach und bescheiden sind all diese Häuser gewesen. Die Wirtsräume waren klein, niedrig und schlecht beleuchtet. Die Zahl der Fremdenzimmer war sehr gering, oft war nur ein einziges vorhanden, in das sich dann die Gäste teilen mußten.

Zogen die Gast- (Tavernen-)wirte ihren Verdienst aus dem „Fremdenverkehr" und der „Stadtkundschaft", so waren die Zapfen-(Schank-)wirte nur auf diese angewiesen. Sie durften niemand beherbergen und auch nur kalte Speisen verabfolgen. Sie waren also im wesentlichen auf den Ausschank von Bier und Wein beschränkt. Fast überall standen sie in ziemlich scharfem Gegensatz zu den Tavernenwirten, denen sie gern ins Handwerk pfuschten, da diese mehr Rechte besaßen und sich deshalb besser standen. Zu den Wein- und Bierhäusern rechnete man auch die Trinkstuben besonderer Stände, so etwa die Geschlechterstuben, die Zunft- (Gilde-) und Gesellenhäuser.

Ueber das Leben und Treiben in den Gaststuben, vornehmlich im 14. und 15. Jahrhundert, folgen wir hier dem, das G. v. Otten darüber zusammengestellt hat. Waren auch die Häuser einfach, so ging es in ihnen doch trotz aller Fehden und Wiren der Zeit hoch und üppig her, namentlich bei Hochzeiten, Kindtaufen, Bruderschafts- und Zunftgelagen. Die Stadtverwaltungen fanden sich daher vielfach veranlaßt, gegen den übermäßigen Aufwand einzuschreiten. Die Zahl der Gäste, Paten, Spielleute, Diener, Bratenwender usw. wurde genau bestimmt, ebenso die Anzahl der Speisen und die Höhe der Trinkgelder. In der Regel sollten nicht mehr als 30 Schüsseln gereicht werden. Auch über den bei Tisch zu beachtenden Anstand finden wir Vorschriften, die uns heute z. T. recht absonderlich erscheinen, damals aber offenbar durchaus am Platz waren. Bemerkenswert ist auch die Bestimmung, daß kein Gast aus einem Wein- oder Tanzhaus vor Gericht geladen werden sollte. Wahrscheinlich fürchtete man, daß eine solche Ladung von den Gästen nicht ernsthaft werde aufgenommen werden. Früh schon gehörte in Westfalen zur Unterhaltung im Wirtshaus das Spiel mit Würfeln und Karten. Man spielte gern „das Kalwineken Wyn und das Kröseken Bier" aus. Zu diesen Spielen gehörten neben dem Würfelspiel die sogenannten ‚Kruzemunten', das den heutigen ‚Kopf oder Schrift' ähnlich war, das ‚Bortäfeln', ein Brettspiel, und das ‚Schachtafeln', wahrscheinlich unser Schachspiel. Glücksspiele um Geld waren verboten; merkwürdigerweise aber nicht zu Neujahr, Dreikönig und Lichtmeß. Diese Tage galten als dem allgemeinen Vergnügen gewidmet, besonders großen Schmausereien und Gelagen. Das Kartenspielen war in Westfalen im 15. Jahrhundert bereits sehr im Schwung. Auch der Graf von Nassau ließ sich 1495 Beträge von einem Goldgulden und weniger vom Rentmeister als „Spielpfennige" ausgahlen; um da mit im Rathaus oder im „Weißen Aar" zu Siegen zu ‚karten'.

Alle Wirte mußten für den Ausschank von Wein und Bier eine Art Umsatzsteuer bezahlen. Beim Wein wird sie meistens als ‚Ungeld' bezeichnet, beim Bier als ‚Bier-Pfennig', später als ‚Bier-Akzise'.

Getrunken wurde der Wein (und auch das Bier) aus kleinen, hölzernen Kannen oder irdenen und zinnernen Krügen, die aus größeren gefüllt wurden, in denen man das Getränk aus den Fässern im Keller holte. Flaschenwein und Flaschenbier sind ja erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit. Im späteren Mittelalter kamen dann auch Becher auf, ebenfalls aus Holz oder Zinn, bei reichen Leuten wohl auch aus edlem Metall. Glas und Steingut kamen hierfür erst viel später in Gebrauch.

Unsere Vorfahren sind wohl tüchtige Zecher gewesen, aber keine Nachtschwärmer. Die Polizeistunde jener Zeiten würde wohl heute gar manchem nicht passen; es war in der Regel die neunte Abendstunde. Wer sich dann nicht auf den Heimweg machte, mußte damit rechnen, daß es ihm ging wie Henne Kathrin in Siegen, der um 12 Albus (etwa ein Drittel Goldgulden) gestraft wurde, weil er im Wirtshaus über die gebotene Zeit gesessen hatte!

Vergessenes vom Wirken eines großen Mannes.

Von Wolfgang Warth.

Es war ein weithinstrahlendes Wetterleuchten, das von dem unermüdlichen Geiste auf der alten Burg Wetter ausging, von Fritz Harkort, den man wohl den größten Mann der westfälischen Mark nennen darf. Was dieser Denker und Schöpfer alles getan, angeregt und erstrebt hat, ist leider sogar im engeren Heimatkreise unbekannt geblieben. Wer weiß z. B., daß aus Harkorts Feder nicht weniger als rund 75 Bücher und Schriften hervorgegangen sind? Selbst für einen Mann der reinen Wissenschaft wäre das eine achtunggebietende Leistung; aber dieser Schriftsteller war ja „nur" ein Fabrikant, zumal auf vielen Gebieten, und ein Kaufmann, wenn auch einer, dem Gemeinnutz stets vor Eigennutz ging.

Das neue Deutschland erinnert sich dankbar des großen Heimatgenossen. Verschollene Schriften und Briefe Harkorts werden veröffentlicht, sogar Gedichte, die uns den vielseitigen Mann in ganz neuem Lichte zeigen. Langsam bereitet man sich vor, dem am 6. März 1880 Verschiedenen anläßlich seines 60. Todestages Ehrungen zu bereiten. Darum wird es Zeit, daß auch die Leser der Heimatblätter ihren bedeutendsten Landsmann noch besser kennenlernen als bisher. Es ist eine außerordentliche Reihe von Fragen, die wir stellen müssen; und immer und immer wieder heißt die Antwort darauf: Fritz Harkort.

Daß er es war, der zuerst in der deutschen Presse den Bau von Eisenbahnen förderte, ist ziemlich bekannt. Wer aber verlangte (1867) die Beheizung der Eisenbahnwagen? Wer forderte im gleichen Jahre die Einrichtung besonderer Frauenabteile? Wer schlug zuerst die Schaffung von Arbeiter- und Schülerfahrkarten (1869) vor? Wer verlangte als erster den Bau der Lennetalbahn nach Siegen? Wer verlangte ferner die Einrichtung von Straßenbahnen (damals als Pferdebahn) zur Arbeiterbeförderung?

Wer forderte zuerst den staatlichen Ausbau der Volksschulen? Wer die dreijährige Lehrerbildung? Wer die Fortbildung der Lehrer in Kursen? Wer verlangte nachdrücklich eine angemessene Besoldung der Lehrer, wer Ruhegehälter für sie und ihre Witwen, sowie Waisengeld für ihre Kinder? Wer war es, der zuerst Bewahrschulen für nichtschulpflichtige Arbeiterkinder forderte? Wer rief schon 1874 nach Pflichtfortbildungsschulen? Wer schuf (1843 in Dortmund) den ersten Verein für deutsche Volksschulen, Volksschriften und Volksbüchereien? Wer gründete im Jahre darauf solche Büchereien in den ersten 14 Landgemeinden? Wer richtete die erste Fortbildungsschule für junge Handwerker ein? Wer verlangte als Erster das gesetzliche Verbot der Kinderarbeit in Betrieben, die damals auch bei uns noch eine furchtbare Geißel für die Jugend war? Wer stellte in Landtag und Parlament immer von neuem Anträge für das Schulwesen, obwohl alle diese Vorschläge rundweg abgelehnt wurden? Es gibt keine andere Antwort auf all diese Fragen als die eine: Fritz Harkort.

Wer machte schon 1801, als Napoleon der Kontinentalsperre wegen einen Preis für die Zuckergewinnung aus Rüben aussetzte, die ersten brauchbaren Boarbeiten für die Rübenverzuckerung? Es war der damalige Kaufmannslehrling Harkort. Wer schuf die erste deutsche Kesselschmiede? Wer hat die erste Kohlenfördermaschine in Westfalen, wer den ersten mechanischen Webstuhl in Deutschland, wer die ersten deutschen Heizapparate, wer die erste hydraulische Presse Deutschlands gebaut? Wer erfand die Warmluftheizung? Wer führte bei uns den Kupolofen mit Stichherd, wer das Puddelverfahren ein? Wer schuf den ersten Puddelstahl der Welt? Wer formte zuerst in Deutschland schwierige Maschinenteile in Sand? Wer goß die ersten deutschen Hartwalzen, wer die ersten eisernen Getriebe und konischen Räder Deutschlands? Wer baute die erste doppeltwirkende Dampfmaschine? Wer schuf die erste deutsche Feinschleiferei für Stahlwaren? Wer regte zuerst bei uns den Bau von Hochöfen mit Koksfeuerung an? Immer wieder sagt die Geschichte: Fritz Harkort.

Er war es auch, der die ersten Flußbegradigungen verlangte, ganz gleich, ob es sich um die Weser oder um hinterpommerische Flüsse handelte. Er forderte schon 1359 den Bau des Rhein-Weser-Kanals, später dessen Fortführung zur Elbe. Er beantragte zuerst die Schiffbarmachung der Weser, ebenso der Ems und Ausbau ihrer Häfen für die Seeschiffahrt. Ferner schlug er vor, vom Rhein durch Westfalen bis zur schiffbar gemachten Ems einen Wasserweg zu schaffen. Er war Mitbegründer der Deutschen Donau-Handelsgesellschaft, zeichnete persönlich 300 000 Taler für den Bau eigener Donauschiffe und mußte Plan und Kapital verlorengehen sehen, weil die Regierung dagegen war. Schon 1837, als er seinen ersten Weserdampfer gebaut hatte, forderte er die Dampfschleppschiffahrt auf dem Rhein. Sie wurde für unmöglich gehalten! Harkort war es, der — leider vergeblich — die Schaffung einer deutschen Handelsmarine verlangte. Er war der erste Anreger der deutschen Hochseefischerei und der Baues von Fischerhäfen an der Nordsee. Sogar

eine „Kanalverbindung zwischen Ems und Weser“ hat er angeregt.

Später erhob er erneut die Forderung dieses Kanalbaues, und zwar von Brunsbüttel aus zur Ostsee. So wurde er zum ersten Anreger des späteren Hohenzollernkanals. Schon 1844 wies er auf die Notwendigkeit einer deutschen Kriegsmarine hin, schlug die Jahde als Kriegshafen vor, verlangte den Bau von Werften und Maschinenbauwerken, um für die Kiellegung von Kriegsschiffen unabhängig vom Auslande zu werden. 1850 empfahl er die Kieler Bucht als idealen Kriegshafen. Im Jahre 1844 erhob er den Ruf nach deutschen Kolonien; 1871 verlangte er die Besetzung des späteren Deutsch-Ostafrikas. Zwei Jahre vorher hatte er den Deutschen Kanalbauverein gegründet.

So konnten wir mit Tatsachen aus dem Leben und Wirken des weitschauenden Mannes und Menschen Friedrich Harkort noch lange fortfahren, ehe das Bild vollendet wäre. Es mag genug sein, hier noch kurz einiges aus seinem fürsorglichen Werk zu nennen. Der Arbeiterfahrkarten und Arbeiterstraßenbahnen haben wir schon gedacht. Harkort war auch der erste Anreger von Arbeiter- und Handwerker-Unterstützungskassen. Er war es, der Allgemeine Ortskrankenkassen forderte, nachdem er eine Betriebskasse in seinem Werk in Wetter erfolgreich gegründet hatte. Er verlangte zum Schutze der Bergarbeiter ein neues Berggesetz, zuerst 1833 und dann seit 1848 unaufhörlich. Er betrieb die Aufhebung des staatlichen Salzmonopols in seiner Fülle aus Eisendraht anzufertigen. Zum Schutze der „kleinen Leute“ rief er noch einem Verbot der Pfändbarkeit und des Zwangsverkaufs lebenswichtigster Gegenstände. Zur Vermeidung von Notständen bei Missernten wies er auf den fridericianischen Gedanken an Brot- und Kornmagazine hin. Um die Gerichte zu entlasten, verlangte er kostenfreie Schiedsgerichte für kleine Streitsachen. Den Arbeitern sollte man Gewinnanteile geben, war ein weiterer Vorschlag von ihm. Handel und Handwerk wollte er durch Errichtung staatlicher Provinzbanken gefördert sehen. Um die kleineren Handwerker bei Verdingungen nicht von vornherein ausgeschaltet zu wissen, schlug er Vergebung der Arbeiten an Gruppen vor. Das Bankwesen müsse, so meinte er, unbedingt staatlich beaufsichtigt werden, um nicht gewerbeschädlich zu werden.

So hat Fritz Harkort gewirkt, gegrübelt und mit weitem Blick in eine damals ferne, große Zukunft geschaut. Die meisten seiner Anregungen wurden verlacht oder unverstanden abgelehnt. Trotzdem ist eine beispiellose Fülle an Erfolgen festzustellen, die ihm schon zu Lebzeiten zuteil wurden. Und wenn wir, um nur ein ganz spätes und zeitgemäßes Geschehen zu erwähnen, zum Schluß darauf hinweisen, daß Fritz Harkort dem Rügenschen Badestrande bei dem 1840 noch kleinen und unbekannten Saßnitz eine große Entwicklung voraussagte, jenem Gelände, wo heute das „Bad der Zwanzigtausend“ entsteht, dürfen wir mit Stolz feststellen, daß dieser einzigartige Mann ein Märker war.

Westfälische Soldatenköpfe.

Eine Studie zur Heimatbiographie von Karl Demmel, Berlin.

Wenn man einmal darüber nachforscht, welche deutschen Landstriche dem Vaterlande bedeutende Offiziere gestellt haben, dann ist man erfreut, feststellen zu können, daß gerade Westfalen bis in unser Jahrhundert und in den Weltkrieg hinein manchen hervorragenden Feldherrn, die zum Teil Geschichte gemacht haben, auf seiner Scholle werden ließ. Wir brauchen da wohl nur an die neueren Namen Emmich, Kluck und Weddigen zu erinnern. Eine rechte Soldatenstadt scheint Münster zu sein, in der wirklich verschiedene achtbare Militärs geboren worden sind. Wenn wir hier nun von westfälischen Soldatenköpfen berichten wollen, so liegt es auf der Hand, daß wir in diesem Rahmen keine vollständige biographische Arbeit liefern wollen und können; diese Zeilen sollen mehr einen hinweisenden Zweck haben und manchen westfälischen Soldatenkopf aus alter und neuer Zeit ins Gedächtnis zurückrufen.

Wir beginnen unsere Studie zur Barockzeit, und zwar nennen wir da eingangs den Fürstbischof von Münster, Chr. Bernhard Freiherr von Galen (1606—1678), aus Bisping, der ebenso bedeutend als kirchlicher Reformator, wie als Politiker, Heeresorganisator und Feldherr war. Wir wissen, daß er von 1655—1661 gegen die Stadt Münster Krieg führte, daß er gegen die Türken, in den Niederlanden und gegen die Schweden focht. Galen ist vielleicht einer der tollkühnsten Männer und Soldaten, die je gelebt haben.

Oder wir gedenken auch des österreichischen Reitergenerals Johann Reichsgraf von Sporck (1601—1679) vom Sporckhofe in Westerlohe bei Paderborn gebürtig, also ein Bauernsohn, der während des dreißigjährigen Krieges im bayrischen Heere diente. Wurde General, ging mit dem bekannten Johann von Werth in kaiserliche Dienste, kämpfte gegen die Schweden und Polen, unter Montecuculi gegen die Türken und am Rhein gegen die Franzosen. Dieser einstige Bauernsohn brachte es sogar noch bis zum Reichsgrafen.

Ein verdienter preußischer General war Wilhelm Sebastian von Belling (1719—1779) aus Altena, ein von Friedrich dem Großen besonders geschätzter Offizier, der sich besonders dadurch einen Namen machte, daß er dem Preußenkönig während seines Feldzuges in Schlesien und Sachsen die eingebrochenen Schweden mit ganzen 5000 Reitern im Schach hielt und gegen diese sogar noch sehr achtbare militärische Erfolge errang. Es heißt von Belling: „Von Charakter war er äußerst brav, angenehm im Umgange, liebreich gegen seine Soldaten, und deshalb, obgleich er im Dienste äußerst streng war, von diesen über alles geliebt. Aus nachfridericianischer Zeit wollen wir dann noch auf die preußischen Generäle Ernst von Roehl (1761—1830) aus Bielefeld, Johannes von Lossau (1767—1848) aus Minden, August Freiher von Ledebur (1776—1856) aus Hamm und auf Adolf von Schell (1837—1888) aus Haus Recken hinweisen.

Einer der bekanntesten Militärs westfälischen Stammes war F. G. A. von Kakeler (1765 bis 1834) aus Crimminghausen b. Altena, der sich als Reiterführer der Vorhut unter Blücher 1813/14 sehr ausgezeichnet hat. Von 1814—1825 war er in Danzig Divisionskommandeur. Das frühere Schlesische Ulanenregiment Nr. 2 trug früher den Namen „von Katzler (Schlesisches) Nr. 2“, da dieser Offizier einmal als Kommandeur dieses Regiment vorstand. Ein Biograph schildert ihn kurz so: lustigen Gemüts; selbst den ernsten York vermochte er durch seinen unerschöpflichen Humor heiter zu stimmen. Seine Truppen hingen an ihm mit der größten Verehrung und sahen in ihm den zuverlässigen, lauteren Führer und den menschenfreundlichen Mann.“

In russischen Diensten stand als General Baron Friedrich Kaspar von Geismar (1783—1848) aus Severinghausen bei Ahlen, der vorher in der österreichischen Armee gewesen war. Geismar kämpfte gegen die Türken, gegen Napoleon, und zwar auf deutschem Boden, und auch gegen die Polen. Er erwarb sich ein besonderes Verdienst dadurch, daß er Weimar vor der Zerstörung durch die Franzosen bewahrte. Geismar war in Rußland zuletzt Chef des 6. Armeekorps und wurde auch General der Kavallerie; er ist in Petersburg gestorben.

Wir nennen weiter Karl Freiher von Vincke (1800 bis 1869) aus Minden, einen Offizier und Politiker, dessen Aufgabe es einst war, mit Moltke das türkische Heer neu zu ordnen. In dem damaligen preußischen Heeresorganisationsstreit hat Vincke eine vermittelnde Rolle ausgeübt. Wir weisen auch auf sein Buch „Die Reorganisation des preußischen Heerwesens“ hin.

Als preußischen General führen wir ferner W. S. von Wittich (1818—1884) aus Münster an, der 1866 Generalstabschef des 5. Armeekorps war und 1870/71 die 22. Infanteriedivision führte. Nach diesem General führte das Infanterie-Regiment Nr. 83 die Bezeichnung „von Wittich“. Eine Feder charakterisiert diesen Offizier so: „Wittich konnte an York erinnern, obwohl er in anderer Beziehung von diesem durchaus verschieden war. Eiserne Ruhe, strengstes Pflichtgefühl, energischer Wille, Geradheit und bei aller Bescheidenheit doch Bewußtsein seines eigenen Könnens waren in dem vom grauen Vollbart umrahmten Gesicht deutlich ausgeprägt!“

Flügeladjutant König Wilhelms I. war seit 1861 der General Otto von Strubberg (1821 bis 1908) aus Lübbecke, der die Düppeler Schanzen mit erstürmte; 1870/71 führte er die 30. Infanteriedivision und stand von 1880—1890 dem preußischen Militärerziehungs- und -bildungswesen vor. Strubberg hat auch an den Revolutionsfeldzügen in Baden und der Pfalz teilgenommen. 1872 organisierte er die Landwehr in dem neugewonnenen Elsaß-Lothringen.

Wir möchten in dieser Studie auch auf den Prinzen Felix Salm-Salm (1828—1870) hinweisen, der erst in österreichischen Diensten war und an den Sezessionskriegen für die Union teilnahm. Von 1866/67 war er Adjutant des so tragisch geendeten Kaisers von Mexiko. Der Prinz ist 1870 bei St. Privat als Major gefallen.

Vergessen sei auch nicht der preußische General Walter Freiherr von Loe (1828—1908) aus Schloß Allner an der Sieg, einstiger Generalleutnant und Oberbefehlshaber in den Marken. Ferner erscheint hier auch der preußische General Eduard von Lewinski (1829—1901) aus Münster, 1866 Adjutant der Artillerie der ersten Armee, 1870 Generalstabsoffizier und 1871 Oberquartiermeister. Von 1889—1904 war Lewinski Kommandeur des 6. Armeekorps in Breslau. Weiter folgt der General der Infanterie und kaiserliche Generaladjutant Albert von Mischke (1830—?) aus Münster, der schon mit 17 Jahren Leutnant war. Preußischer General war ferner auch August von Lentze (1832—1920) aus Soest, der 1866 und 1870/71 als Generalstabsoffizier fungierte. 1876 Generalstabschef des 6. Armeekorps wurde und von 1890 bis 1902 das Korpskommando in Danzig ausübte.

Ein bedeutender Artillerist war der General der Artillerie Ernst von Hoffbauer (1836 bis 1905) aus Warburg, 1891 Inspekteur der Feldartillerie, der sich um deren Neugestaltung sehr große Verdienste erwarb. Hoffmann kämpfte mit 1864 gegen die Dänen, 1866 gegen die Bayern und 1870/71 gegen die Franzosen. Ueber den Einsatz der Artillerie im Kriege 1870/71 und über sonstige artilleristische Probleme hat Hoffbauer verschiedene Veröffentlichungen gemacht. Er war übrigens Chef des 1. posenschen Feldartillerieregiments Nr. 20.

Unsere Reihe vervollständigen weiterhin der General- und Korpsarzt des Gardekorps Franz Stricker (1842—?) aus Allendorf (Kreis Arnsberg), dem wir verschiedene wichtige Arbeiten über Krankheiten in der Armee verdanken, ferner der Generalleutnant Wilhelm von Kettler (geb. 1846) aus Münster, Teilnehmer am Feldzuge gegen China, der damals 18 Geschütze eroberte. Kettler war Kommandeur der 2. ostasiatischen Brigade. Vor dem Kriege war dieser Offizier Befehlshaber der 21. Infanteriedivision in Frankfurt am Main.

Einer der bekanntesten Heerführer überhaupt war Alexander von Kluck (1846—1934) aus Münster, der als Oberbefehlshaber der 1. Armee 1914 in den Krieg zog. „Im Begriff, in der Marneschlacht mit der ersten Armee auf dem rechten Flügel des Heeres die Franzosen umfassend anzugreifen, wurde er durch das Eingreifen der Obersten Heeresleitung zum Abbrechen des Angriffs und zum Zurückgehen hinter die Aisne veranlaßt.“ Es ist im einzelnen über die deutsche Soldatentragödie an der Marne viel geschrieben worden. 1916 wurde er zur Disposition gestellt. Kluck war einer der wenigen Offiziere, die, ohne dem Generalstab anzugehören, ausschließlich im Frontdienst zu den höchsten Stellen aufgestiegen sind, heißt es von ihm. Wir möchten hierbei auch auf seine Bücher „Der Marsch auf Paris“ und „Wanderjahre, Kriege, Gestalten“ (1929) aufmerksam machen.

Wir nennen auch den Generalleutnant Albert Berlage (geb. 1847) aus Haaren (Kreis Büren), ehedem Kommandeur der Fußartillerie. Volkslied und Kriegshrik haben vielfach den bekannten preußischen General Otto von Emmich (1848—1915) aus Minden zu umkleiden gewußt, der mutig und schneidig am 7. August 1914 Lüttich eroberte. Emmich hatte schon 1870 mitgekämpft und war seit 1909 Kommandeur des 10. Armeekorps.

Unsere Studie beschließt der frühere Kommandeur der 4. Division Egon Schultz (geb. 1849) aus Paderborn, Mitstreiter von 1866 und 1870/71. Zuletzt und doch nicht zuletzt wollen wir auch auf Otto Weddigen (1882—1915) aus Herford hingewiesen haben, der mit seinem U 9 drei englische Panzerkreuzer versenkte.

Nächsens kück platt!

Wilm un Liesebätt wollen sick bestahn, un sä hadden, wie me so sirrt, buolle alles binähn. Blouß äin paar Pötte, Emmer un Pannen fählen iähn noch, und dä wollen sä sick nu koupen. „Ech goh met ink,“ sag Wilms Mouder, eck wätt dä Geschäfte biätter bou me guet käupet at itt.“!

Dä twäi wouent tofriäen, um de olle Bousche mok sick wacker proot.

Sä trock iähr städiget Schwattsiede net an, satt iähr Kapottheidken met de blouen Biggeleten ob, un dann tröcken sä los.

Bi Kloas am Market koffen sä Pannen un Pötte, dann göngen sä twiärs röumer no dä anneren Siete, um Porzellan te koupen. De Mouder was ümmer vöropp, se was so tächt in iährem Elemente. Doch am Ingang holl Wilm sä en birtken durne. „Mouder,“ sag hä, „hön watt eck noch seggen woll. Am bessen es et, du kürs houchdüütsch im Laaen, denn dä Wichter do drinnen, du verstöt dat biätter.“ „Nu es et ouwer gut,“ reip Zoffie, „eck sall houchdütsch küren, vie sint doch nit im Utlanne.“ „Es et ouwer biätter so,“ meinere Wilm, „un et mäket ouk nen annern Indruck.“ „Wan mi ut,“ sag de Mouder, „eck kannt van beiden Zuorten.“

Dat Fräulein bedainere se dann ouch so teküörkommert, un se kräigen alles so, wie se sick et wünschet hadden. Köppkes, Schöältkes, Koffietonnen sä änsch nit.

Dod wouere Zoffie ouwer kiebig, sä vergaant ganz houchdütsch te küren und reip: „Ne Waterule woll eck noch hewen, verflott dann dat biätter.“

Dä drei wollen sick wuslt doutlanchern. Jou, dat verstonnen se alle tehoupe. Dat Fräulein holl da Ule, un Wilm sag to sine Mouder: „Do hesse di ouwer äinen liewert.“ Waterule hett doch houchdütsch Wasserkanne.

„Nu höa bluoß ob,“ schannde Zoffie, „Water“ hett „Wasser“, un „Ule“ hett „Eule“, du dumme Junge. „Nächsens kürk platt.“

Geschichtliches vom Taler.

Es gab Zeiten, in denen der Taler das wertvollste Geldstück war, das der Mann aus dem Volke zu sehen bekam. „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.“ Dieser Spruch war nicht nur ein Antrieb zum Sparen, er gab auch dem redlich erworbenen Taler einen achtunggebietenden Klang. Wenn zu Großvaters Zeiten der Bauer mit gewichtigem Leinenbeutel kauflustig über Land zog, um Vieh zu besehen, war er nicht weniger stolz als der gewerbsmäßige Roßhändler, der nach Marktschluß sein vereinnahmtes Hartgeld behutsam im Reisewagen verstaute und es daheim in sicherer Truhe barg. Stets waren blanke Taler als Tauf- und Hochzeitsgeschenke willkommen. Nach der Anzahl der Talerstücke, die ihnen bei der Konfirmation, zu Neujahr oder bei der Aufnahme von Lernanfängern verehrt wurden, durften Pfarrer und Lehrer den Grad ihrer persönlichen Beliebtheit einschätzen. Beim ländlichen Richtfest, das man in Westfalen Hausheben nannte, trugen die Talergaben der Nahbauern, Verwandten und Freunde dazu bei, dem Bauherrn die ihn erwachsende finanzielle Belastung zu erleichtern.

Die Wiege des Talers stand im Land Tirol. Dort war gegen Ende des Mittelalters die Ausbeute der Silbererzruben erfreulich ergiebig. Zur selben Zeit verlangte der aufblühende Handel nach einem größeren Silberstück. Da kam man auf den Gedanken, den Wert der damaligen Reichsgoldmünze, des Rheinischen Gulden, in einer Silbermünze darzustellen. Das geschah zum erstenmal 1484 durch den Erzherzog Sigismund. Ihm folgten andere deutsche Fürsten und Landschaften. Die ersten Stücke dieser Art nannte man Guldengroschen. Noch vor 1500 stellte man sie auch in Ungarn und Spanien, in der Schweiz und Italien her. Einen erheblichen Aufschwung nahm ihre Prägung, als die sächsischen Kurfürsten die Erträge ihrer reichen Silberbergwerke vermünzten. Diesem Beispiel folgten seit 1519 die böhmischen Grafen Schlick zu Joachimstal im Erzgebirge, sechs Kilometer von Sachsens Grenze gelegen. Von dem kleinen Berastädtchen erhielt das neue Geldstück den Namen Joachimstaler, abgekürzt Taler. Dieses Wort ging als Daler oder Dollar in andere Sprachen über. Deutschland blieb das eigentliche Talerland. Doch schuf man jenseits seiner Grenzen, selbst wenn die deutsche Bezeichnung nicht Eingang fand, Silberstücke von ähnlichem Wert. Der Taler wurde zur Weltmünze. Er sollte mindestens ein Lot wiegen, das waren 15 bis 16 Gramm. Hundert Taler hatten also ein Gewicht von mehr als 1½ Kilogramm oder 3 Pfund.

Des Talers Kurswert, dessen lückenlose Darstellung den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde, war je nach der Zeitlage verschieden. Wir begnügen uns mit einigen wenigen Angaben aus der Zeit von 1508 bis 1813. Da war das Gebiet der ehemals preußischen Grafschaft Mark ein Teil des von Napoleon geschaffenen und regierten Großherzogtums Berg. Das in der Mark gebräuchlichste Verkehrsgeld war der Reichstaler zu 60 Stübern. Amtlich aber galt das französische Münzsystem auf der Grundlage des hundertteiligen Franken. Daneben waren als Silbermünzen im Umlauf französische Krontaler, Brabanter Krontaler, deutsche Conventionstaler, bergische Taler, preußische Taler und holländische Gulden. Der französische Krontaler wurde auch Laubtaler genannt, weil seine Prägung einen belaubten Lorbeerkranz aufwies. Es galten:

1 Reichstaler = 3 Franken;

1 französischer Krontaler = 5 Franken 80 Centimes = 1 Reichstaler 56 Stüber;

1 Brabanter Krontaler = 5 Franken 56 Centimes = 1 Reichstaler 51 Stüber;

1 deutscher Conventionstaler = 5 Franken 44 Centimes = 1 Reichstaler 41 Stüber;

1 bergischer Taler = 3 Franken 15 Centimes = 1 Reichstaler 3 Stüber;

1 preußischer Gulden = 3 Franken 50 Centimes = 1 Reichstaler 10 Stüber;

1 holländischer Gulden = 2 Franken 3 Centimes = 41 Stüber.

Von Talern aus früheren Zeiten erwähnen wir den Albertustaler, auch Kreuz- oder Burgundertaler genannt, den man seit 1598 in den Niederlanden prägte, den Goldtaler, der bis 1872 in Bremen als Währungseinheit galt, den Venediger Markustaler, die Georgstaler mit dem Bilde des Sankt Georg und die vielartigen Speziestaler, denen ein Kopf- oder Brustbild (lateinisch species) aufgedrückt war.

In unserem Vaterlande ist die Geschichte des Talers ein Spiegelbild der staatlichen Zerrissenheit vergangener Zeiten. Immerhin kann man aus ihm ein Stückchen des Weges zur deutschen Einheit herauslesen. Der schon erwähnte Reichstaler glich sehr dem von Friedrich dem Großen seit 1764 verausgabten preußischen Taler. Der Wiener Münzvertrag vom 24. Januar 1857 brachte für Oesterreich und die dem damaligen Zollverein angehörenden deutschen Staaten eine neue Form des Talers, den sogenannten Vereinstaler. Infolge der Ereignisse von 1866 kündigte Oesterreich das Abkommen und stellte die Talerprägung ein. In Deutschland waren die Siegestaler von 1871 die letzten ihrer Art. Das Reichsmünzgesetz vom 9. Juli 1873 ließ dem Taler eine Gnadenfrist, bis ihm durch Reichsgesetz vom 1. Juni 1900 das Todesurteil gesprochen wurde. Der bis dahin kurant gewesene klingende Freund mußte in die Münzstätten wandern, um aus den Schmelztiegeln und Prägestöcken in Form von Ein-, Zwei- und Fünfmarkstücken wieder in den Verkehr zu kommen. Zehntausende verschiedener Taler wurden eingeschmolzen, bis auf die wenigen Stücke, die in Münzsammlungen gerieten oder im Erdreich, in Kellern und Ruinen ihrer Auferstehung zu harren, falls ein glücklicher Zufall sie ans Tageslicht bringt.

„Geld geht durch die ganze Welt“. Darum hat man seit Jahrhunderten die Münzen gern zu Trägern von Ideen gemacht, die man verbreiten und lebendig erhalten wollte. Insbesondere wurden geschichtliche Erinnerungen durch Schrift- und Bildgepräge unverwischbar zu machen gesucht. Die Anregung dazu gaben die im 15. Jahrhundert in Italien aufgekommenen Medaillen. Man benutze die Talerprägungen auch als Waffen der Diplomatie und als Sprecher für nützliche Lebensweisheit. Als stumme Denkmäler entstanden zahllose Gedächtnistaler verschiedener Art, Hochzeits-, Sterbe-, Siegesund andere Taler, die heute lebhaftem zeit- und Schmalkaldischen Siegestaler von 1547 trägt den doppelköpfige Reichsadler in der Schildmitte zwei menschliche Häupter, das des belgischen Kurfürsten von Sachsen und das seines Leidensgefährten, des Landgrafen von Hessen. In wohltuendem Gegensatz zu solcher Darstellung steht der Taler zur Erinnerung an Preußens Vorachen von 1866, das sich bekanntlich auch gegen Sachsen und Hessen richtete. Ein einfacher Lorbeerkranz um das Haupt des siegreichen Königs Wilhelm I. ist das bescheidene Zeichen seines großen Erfolges. — Mitleidend stimmt uns der Sterbetaler, den Ferdinand II. aus dem Hause Habsburg 1547 dem Andenken seiner verstorbenen Gattin Anna widmete. Wir sehen das Bild des Königs im Trauergewande und mit ungepflegtem Bart, auf der Rückseite den Namensbuchstaben der Entschlafenen, ein Totengebein und die Aufschrift: „Wir klagen es Gott.“ Empörend wirkt der Taler, der zur Erinnerung an die „Pariser Bluthochzeit“, die bekannte Niedermetzelung der Hugenotten in der Nacht zum 24. August (Bartholomäustag) 1572, geschlagen wurde. Er zeigt einen Würgeengel mit Kreuz und Schwert. — Freundliche Zeugen der Vergangenheit aber sind die Taler, auf denen Landesfürsten den Segen ihrer Edelmetallbergwerke zeigen, ferner jene Erinnerungstaler, die ihr Dasein deutschen Schützenfesten verdanken. Der erste Schützentaler erschien 1582 in Frankfurt am Main, der letzte 1872 in Hannover. — Zu den Talern, die gleich Schmäh- und Streitschriften als politische Kampfmittel anzusehen sind, gehört eine 1595 hergestellte Serie des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Seine Gegner erscheinen auf ihnen als „Rotte Korah“. Auch der „tolle Christian“ von Braunschweig, berüchtigter Parteigänger aus der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges, ließ ähnliche Stücke zur Verunglimpfung seiner Widersacher herstellen.

In Gestalt, Gepräge und Namen ist der Taler außerordentlich mannigfaltig gewesen. Neben kreisrunden gab es ovale, vier-, sechs- und achteckige. In unruhigen Zeiten hat man öfter ganz unförmliche Stücke geschlagen, die ihren Ursprung aus fürstlichem Tafelgeschirr erkennen lassen. Sehr berühmt waren die Geogstaler. Zwei Jahrhunderte hindurch hat die Münzstätte der Grafen von Mansfeld sie geliefert. Aber auch Päpste, reiche Kaufherren wie die Fugger in Augsburg, die Städte Mantua und Lüttich, die Staaten Schweden, Rußland und Ungarn stellten sie her. Wegen des ihnen aufgeprägten Bildes vom Heiligen Georg, dem Schutzherrn kämpfender Soldaten, fanden sie reißenden Absatz. Sie galten den Kriegsleuten als unfehlbares Zaubermittel gegen Verwundung und Tod. Zu erwähnen sind noch die Säulentaler. Sie trugen in ihrem Gepräge die von einem Band umflatterten Säulen des Herkules, woraus das Dollarzeichen $ entstand.

Zu Lebzeiten des Talers entstand das Sprichwort: „Wo mit dem Taler geläutet wird, da öffnen sich alle Türen.“ — Wir fühlen nicht das Bedürfnis, uns mit dieser vom Mißbrauch hergeleiteten Volksweisheit näher zu befassen.

Karl Schwerter.

Das Kirchdorf Zurstraße —

die Waldbauerschaft.

Wer den Weg von der Selbecke hinauf nach Brockerfeld geht, kommt an dem kleinen Kirchlein Zurstraße vorbei. Wenn der Wanderer besinnlich ist, verwundert er sich über die Kleinheit dieses Kirchleins und stellt seine Gedanken darüber an. Er liest dann wohl auch die Inschriften an dieser Kirche und findet dann die Antwort auf seine Frage.

Wenn wir in Zurstraße sind, befinden wir uns inmitten der ehemaligen Waldbauerschaft, die vormals zum Kirchspiel Hagen gehörte. Natürlich ist die Lostrennung dieser kleinen Kirchengemeinde nicht leicht erfolgt. Es hat dabei mancherlei Schwierigkeiten gegeben. Die Veranlassung zur Abtrennung von der Kirche zu Hagen gab der reiche Kaufmann Johann Georg Velthaus in Wismar, der aus der Waldbauerschaft stammte. Michaelis 1724 gab er ein Kapital von 1200 Talern mit der Anweisung, daß die Waldbauerschaft um der Alten und Kinder willen einen Nachmittagsprediger anstellen solle. Die Verbindung mit der Kirche zu Hagen sollte aufrecht erhalten bleiben. Der Nachmittagsprediger sollte zugleich Schule halten. Das Kapital von 1200 Talern brachte im Jahre bei 5 Prozent 60 Taler Zinsen. 50 Taler davon sollte der anzustellende Pfarramtskandidat erhalten, 10 Taler der Prediger zu Hagen. Außerdem schenkte der heimattreue Wismarer Kaufmann 50 Taler zur Erbauung eines Kirch- und Schulhauses.

Kirche und Schule wurden gebaut, allerdings in sehr bescheidener und kleiner Weise. Den Bewohnern der Waldbauerschaft gefiel diese Neuerung sehr. Sie wünschten die Fesseln, die sie noch mit der Kirche zu Hagen verbanden, zu lösen. Damit war natürlich das Presbyterium der Kirche zu Hagen nicht einverstanden, weil viele Kirchensteuern verloren gingen. Aber schließlich setzte es doch die zähe Waldbauerschaft durch, daß sie in kirchlicher Beziehung frei und ledig wurde. Durch eine Verfügung vom 28. November 1736 und durch eine zweite Verfügung vom 16. Juni 1741 bewilligte die Landesregierung zu Cleve im Namen des Königs von Preußen der Waldbauerschaft ihren eigenen lutherischen Prediger.

Nunmehr zog ein Pfarrer nach dem anderen in das bescheidene Pfarrhaus ein, zuerst Johann Nikolaus Büren 1725, dann Heinrich Caspar Schmidt 1729, dann 1771 dessen Sohn Caspar Nikolaus Schmidt. Das Jahr 1792 wurde für die kleine Kirchengemeinde bedeutungsvoll, weil in diesem Jahre die neue Chaussee von Hagen nach Brockerfeld angelegt wurde.

Die Gemeinde Zurstraße hatte ihre Glieder weithin zerstreut in der ausgedehnten Waldbauerschaft. Das vornehmste Gemeindeglied war der Besitzer des Schultenhofes Schöpplenberg, der früher in alten Zeiten selbst eine Kapelle gehabt hat.

Im Jahre 1839 wurde eine Volkszählung vorgenommen. Damals ist auch die Einwohnerschaft des Kirchspiels Zurstraße statistisch erfaßt. Es werden im einzelnen die Zahlen der Gebäude und der Einwohner angegeben. Da diese Aufstellung einen genauen Einblick gewährt, bieten wir sie den Lesern.

In der Waldbauerschaft war eine lebhafte industrielle Tätigkeit an manchen Stellen, so ist es